

Sag' zärtlich Elphi zu mir

Autor(en): **Kähler, Gert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **104 (2017)**

Heft 6: **Elbphilharmonie : Hamburgs neues Wahrzeichen**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

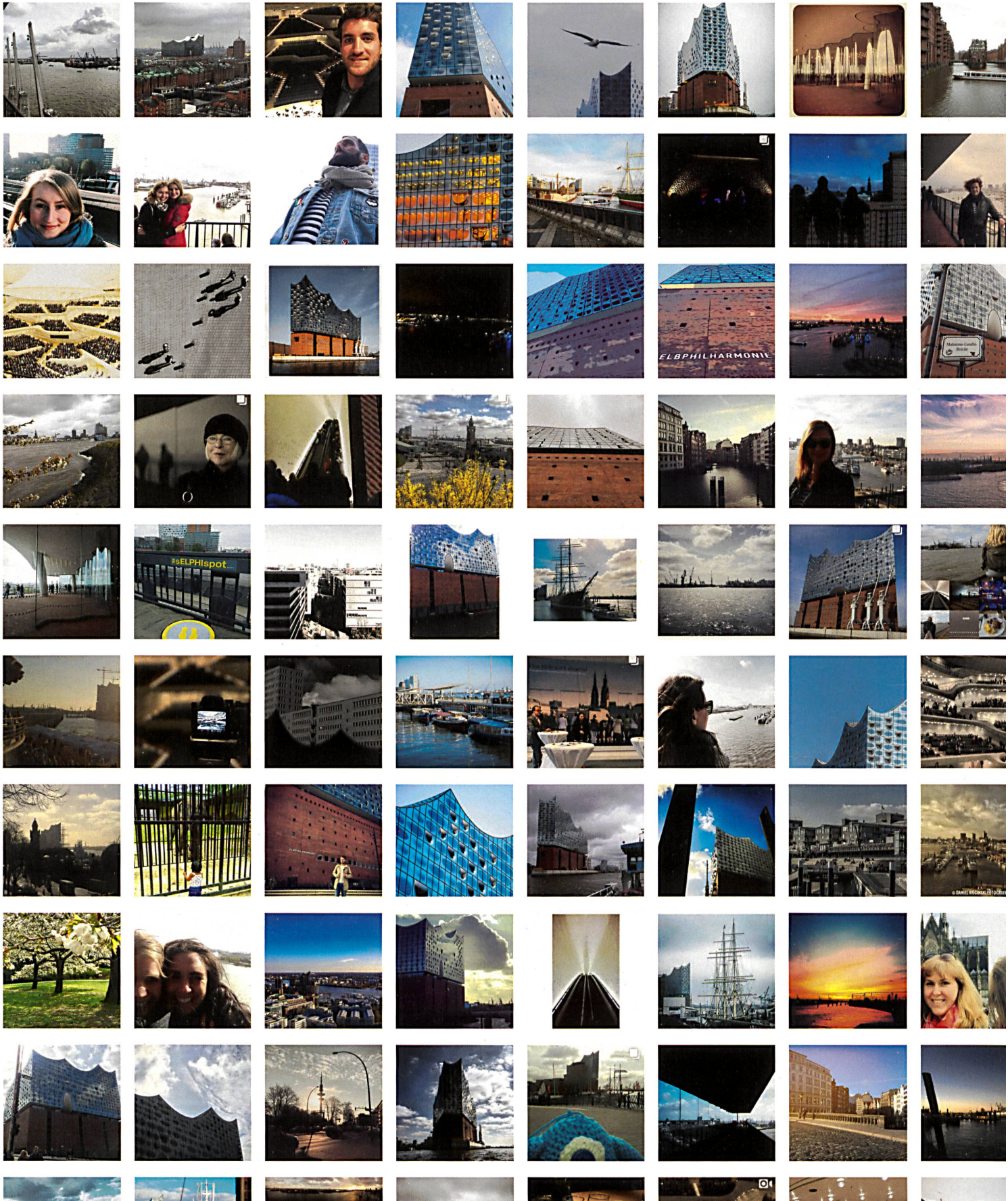
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-738186>

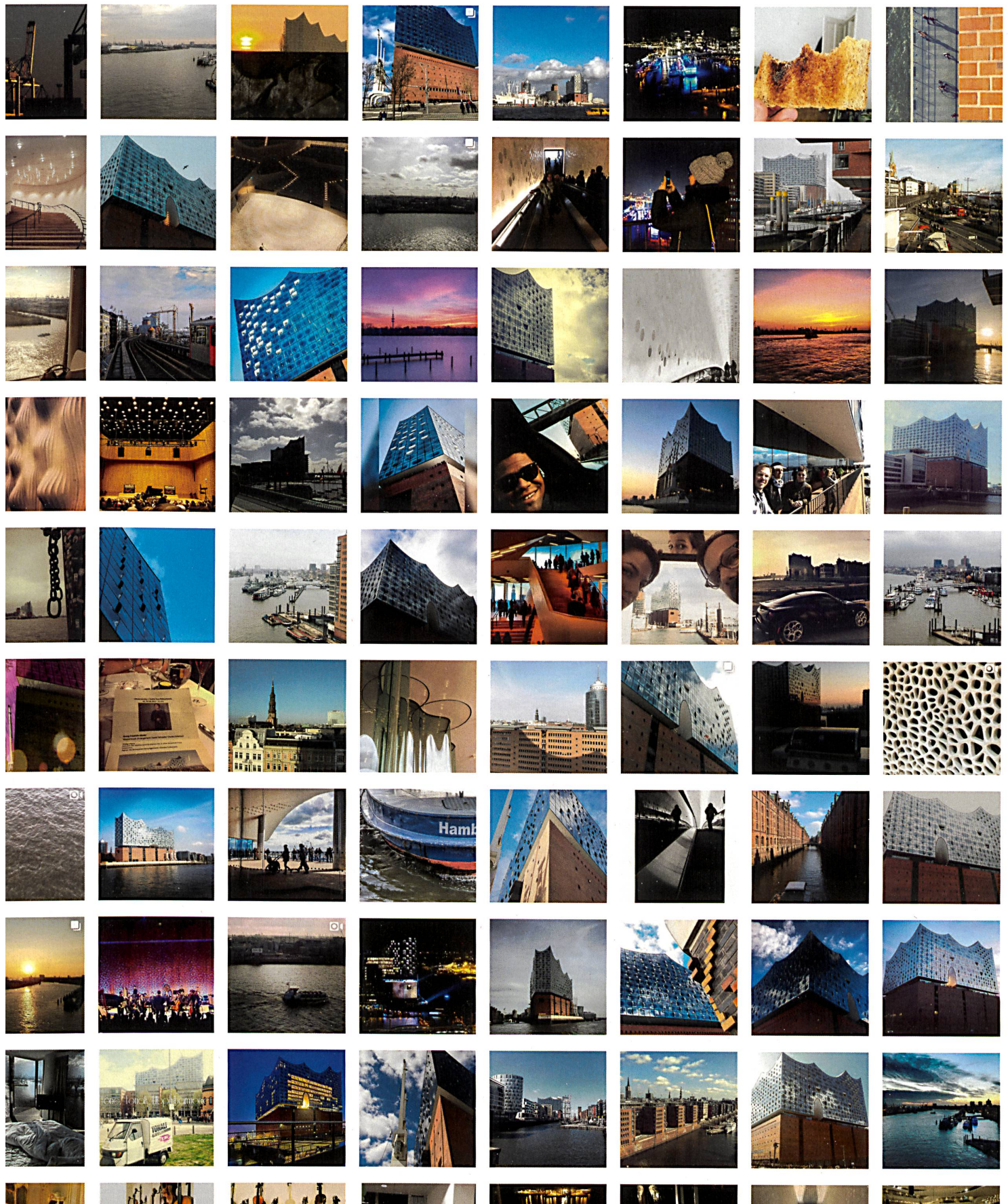
Nutzungsbedingungen

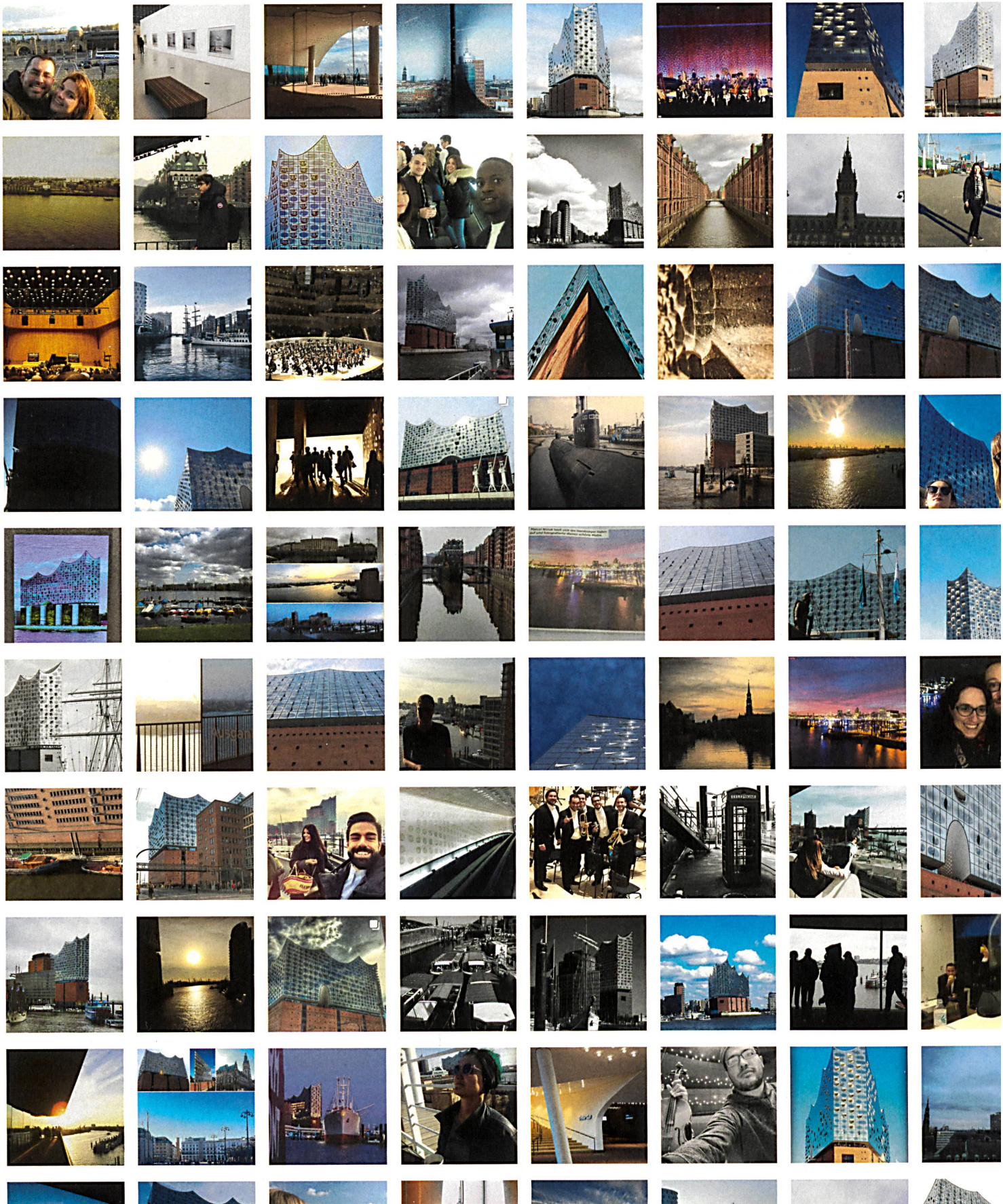
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.







Sag' zärtlich Elphi zu mir

Was bisher geschah

Aus Euphorie wird Griesgram wird Stolz: Planung und Bau der Elbphilharmonie stellten die Hamburger Bürger auf eine harte Probe. Grössenwahn und Inkompetenz prägten die erste Phase, Mut und Grosszügigkeit die zweite.

Gert Kähler

Erste Gerüchte gab es 2002. Die Diskussion darüber, ob Hamburg neben der altgedienten *Laeiszhalle* eine zweite Konzerthalle brauche, war noch keineswegs abgeschlossen; genau genommen ist sie das bis heute nicht – man hat einfach eine gebaut. Das Problem war auch nicht die Frage nach deren möglicher Auslastung und Rentabilität; die eigentliche Fragestellung war die, wie man einen neuen Stadtteil mit etwas attraktiv machen könne, das als «Kultur» gelten konnte.

Das, was heute als *HafenCity* eine Touristenattraktion ist, gab es um 2000 noch nicht; erst 1997 hatte der damalige Erste Bürgermeister Henning Voscherau deren Bau verkündet. Nach einem internationalen Wettbewerb lag seit 2000 ein Masterplan auf dem Tisch. Statt Speicher, Lagerschuppen, Kaianlagen und Kraftwerk sollte hier in Zukunft gewohnt und in Büros gearbeitet werden.

Wobei die Verfasser des Masterplans noch ziemlich unsicher waren, ob und wie das funktionieren sollte – ein neuer Stadtteil für 12 000 Bewohner am Rand eines Hafens, der Tag und Nacht in Betrieb ist?

Wie sollte die angestrebte «Urbanität» aussehen – ein *Science Center* aus gestapelten Containern von OMA? Ein *Aquadome* mit eingebauter Philharmonie, wie ihn die damalige Kultursenatorin favorisierte? Und wer sollte das alles bezahlen, handelte es sich doch irgendwie um Kultur, und die war nach traditionellem Hamburger Bürgerverständnis eine Sache privater Mäzene.

Tatsächlich gehört das private Mäzenatentum in Hamburg zur DNA einer Stadt, die in der Geschichte immer auf bürgerliche Verantwortung setzte – nicht zufällig sind Rathaus und Börse, Politik und Wirtschaft, durch einen Gang direkt verbunden.

Das wichtigste Hamburger Lokalblatt, das *Hamburger Abendblatt*, kündigte 2002 Grosses an für «die von Sprachlosigkeit, Skepsis und Sparzwängen gebeutelte Hamburger Kultur»: Der Erste Bürgermeis-

Das private Mäzenatentum gehört in Hamburg zur DNA einer Stadt, die in der Geschichte immer auf bürgerliche Verantwortung setzte.

ter Ole von Beust (CDU) sprach vom Neubau einer zweiten Musikhalle in der HafenCity mit einem Investitionsvolumen von 50 Millionen Euro. Die HafenCity müsse ein «kulturell-architektonisches Highlight» bekommen und die alte Musikhalle eine neue kulturelle Verwendung. Was Letzteres sein sollte, wurde nie geklärt.

Im gleichen Artikel der Zeitung war, etwas kryptisch, zum ersten Mal vom Kaispeicher A mit seiner spektakulären Lage die Rede. Es war die erste öffentliche Erwähnung des heutigen Projekts. Sie hatte keine besonderen Folgen; es fehlten die Bilder, die die Fantasie der Stadt in Wallung brachten. Mitte 2003 wurde das Projekt – eine Musikhalle im Kaispeicher A – öffentlich diskutiert, immer noch ohne bildliche Darstellung. Anfang Juni 2003 wird im *Hamburger Abendblatt* eher der Eindruck erweckt, der neue Musiksaal werde *innerhalb* des Speichers entstehen. Herzog & de Meurons Renderings, wie wohl bereits vorhanden, waren noch nicht öffentlichkeitswirksam platziert.

Aber es wird kräftig Wunschdenken gefördert – «sollte diese Entscheidung bis Ende 2003 fallen, kann es, so die Investoren, mit der Eröffnung im Juni 2008, zum 100. Geburtstag der Musikhalle klappen [...]. Vor allem aber rechnen sie damit, dass ihr

Um- und Ausbau – anders als ein *Aquadome*-Neubau – den Investitionshaushalt der Stadt nicht belasten würde». Träumt weiter!

Die Investoren – das waren mit Alexander Gérard und Patrick Taylor zwei seriöse Herren, von denen Gérard den Kontakt zu den Architekten Herzog & de Meuron hatte. Der Ort aber, an dem der Kaispeicher A steht, war und ist spektakulär: Die Spitze einer Landzunge, auf der im Rahmen des Baus der ersten künstlichen Hafenbecken Ende des 19. Jahrhunderts der *Kaispeicher* stand, der 1963–66 durch den heutigen Backsteinbau des bedeutenden Hamburger Architekten Werner Kallmorgen ersetzt wurde.

Am 27. Juni 2003 erschien dann das erste Bild des Projekts in der Presse – und es wurde sofort als Sensation erkannt: «Der erste Blick berauscht!» schrieb das *Hamburger Abendblatt*. Die Tag- und noch mehr die Ansicht bei Nacht verzauberten die Hamburger Bürger. Die Präsentation zeigte die Macht der Bilder über die Fakten. Denn Fakt war: das Grundstück stand gar nicht zur Verfügung, war es doch bereits einem Investor für eine Büronutzung «anhand» gegeben. Aber die Hamburger Freie Akademie der Künste forderte schon am 3. Juli 2003 in einem offenen Brief, den Bau zu realisieren; eine Reihe namhafter Hamburger Architekten folgte am 22. August: «Das Konzept ist genial und für die Stadt ein «Muss»».

So schrieben sie in einem offenen Brief, was nicht nur zeigt, dass auch Architekten bisweilen die Leistungen von Kollegen anerkennen können, sondern dass sie sogar bereit waren, auf einen Wettbewerb zu verzichten. Am 5. Dezember 2003 verkün-

Im Kleingedruckten seiner Ankündigung machte von Beust noch die Einschränkung, der neue Musiksaal müsse bezahlbar sein und kostendeckend betrieben werden können.

dete schliesslich der Erste Bürgermeister Ole von Beust: Die Stadt wolle einen zweiten Konzertsaal, weil er, so Beust, «ein neues Wahrzeichen Hamburgs» sein könne. Ob man ihn brauchte, spielte da schon keine Rolle mehr.

Geholfen bei der neuen Meinung hatte, dass es für das nach internationalem Wettbewerb erkorene Bürohaus keine Investoren gab. Im Kleingedruckten seiner Ankündigung machte von Beust noch die Einschränkung, der neue Musiksaal müsse bezahlbar

sein und kostendeckend betrieben werden können. Aber an realistischen Zahlen hatte zu dem Zeitpunkt niemand Interesse – weder die privaten Investoren (die immer noch mit reinen Baukosten von 40 Millionen Euro hantierten) noch die Architekten, noch die Politiker, denen klar war, dass Baukosten im realistischen Bereich von, sagen wir: 350 bis 400 Millionen Euro das Projekt sofort gekippt hätten.

Die Begeisterung gründete zum einen auf den spektakulären, so realistisch aussehenden Renderings, die den Bürgern assoziative Nahrung gaben: ihrer tiefen emotionalen Bindung an Hafen, Möwen und

Kein Kindergarten würde weniger gebaut werden, keine andere städtische Aufgabe für die Bürger vernachlässigt – ein Traum.

Meereswellen mit dem Bau mitten im Fluss, dem geschwungenen Dach und dem Kaispeicher darunter sowie dem Blick nach Westen in die weite (Handels-) Welt. Zum anderen aber gründete sie darauf, dass der Bau die Stadt keinen Cent ausser das im städtischen Besitz befindliche Grundstück kosten sollte – kein Kindergarten würde weniger gebaut werden, keine andere städtische Aufgabe für die Bürger vernachlässigt – ein Traum. Und genauso realistisch.

Die Bürger, von denen achtzig Prozent noch nie ein klassisches Konzert oder eine Opernaufführung besucht haben (sie dennoch über ihre Steuergelder finanzieren und – was noch wichtiger ist – auch für wichtige Kulturgüter halten), berauschten sich an den Bildern, die schnell in der Stadt plakatiert wurden.

Die positive Stimmung kippte erst, als in den folgenden Jahren die Kosten für die Stadt ruckbar wurden. Zudem liefen die Terminpläne aus dem Ruder. Was sich zunächst durch eine «Mantelbebauung» beidseits des Saals aus Hotel und Wohnungen praktisch selbst finanzieren sollte, wurde mit steigenden Kosten immer unrealistischer. Einer der beiden Investoren stieg noch 2003 aus, ein anderer in Hamburg renommierter und ambitionierter Investor stieg ein und deutete gleich an, was er vorhatte: «Ich bin bekannt dafür, streng den Kostenrahmen einzuhalten und kostspielige Verrücktheiten bei Projekten zu verhindern.»

Hat aber nichts genützt; nach einem Jahr Vorbereitungszeit kaufte die Stadt das Projekt den Investoren für immerhin 3,5 Millionen Euro ab. Hiess: Jetzt musste die Stadt alles allein machen. 2005 stiegen die Gesamtkosten schon auf rund 200 Millionen Euro,

von denen die Stadt aber nur 77 Millionen übernehmen wollte. Nachdem die Gesamtkosten ein Jahr später auf rund 230 Millionen gestiegen waren, übernahm die Stadt das gesamte Investment, wurde zum Hotelbesitzer und Wohnungsverkäufer, und hoffte dadurch, rund 15 Millionen zu sparen (der Erste Bürgermeister

Die Nachfolgerin des Projektleiters wurde mit dem schönen Satz zitiert: «Termine und Kosten sind nicht mein Spezialgebiet».

Ole von Beust: «Die Realisierung des Projektes stand vor ordnungspolitischer Geradlinigkeit». Da hatte er Recht).

Immerhin wurde am 1. April 2007 schon mal ein Grundsteinchen gelegt; am Tag zuvor hatte der Projektleiter seinen Job gekündigt: Seine Nachfolgerin wurde mit dem schönen Satz zitiert: «Termine und Kosten sind nicht mein Spezialgebiet».

Weiter ging's: Nach einem Bieterverfahren wurde am 19. Dezember 2008 ein Vertrag zwischen der Stadt und der Baufirma Hochtief unterzeichnet, der Baukosten von 241 Millionen festschrieb, von denen die Stadt 114 Millionen bezahlen sollte. Im Bieterverfahren hatte Hochtief noch mit 274 Millionen kalkuliert. Der Preisnachlass wurde durch die juristische Abteilung der Firma mit Mahnungen, Stilllegungsdrohungen und Behinderungsvermerken schnell wieder hereingeholt. Die Stadt tat ihren Teil durch Planänderungen – die Stimmung auf der Baustelle muss grossartig gewesen sein.

Ein Jahr nach der Grundsteinlegung wurden die Baukosten auf 323 Millionen geschätzt, die Fertigstellung zunächst auf 2012 und im Jahr 2011 auf 2014 verschoben. Gottfried Knapp schrieb 2012 in der Süddeutschen Zeitung, die Elbphilharmonie «sei mit einem so lächerlich niedrigen Etat kalkuliert worden, dass die Strafen, die für dieses Vergehen bezahlt werden müssen, die ursprünglich genannten Baukosten um ein Mehrfaches übersteigen werden». Ole von Beust hat später die «politische Verantwortung» übernommen, sah aber keine Schuld bei sich und wird auch nicht finanziell in Haftung genommen. Übrigens auch sonst vermutlich niemand, obwohl ein Parlamentarischer Untersuchungsausschuss zwischen 2010 und 2014 – auch Untersuchungsausschüsse brauchen Zeit! – ein jahrelanges Planungschaos zwischen Stadt, Architekten und Baufirma feststellte, das zum Baustillstand führte.

Ende 2012 schlug dann der neue Erste Bürgermeister Olaf Scholz (SPD) den gordischen Knoten der völlig zerstrittenen Parteien aus Baufirma, Architekten und Projektleitung mit Geld anstelle eines Schwertes durch, indem er das Angebot der Baufirma annahm, den Bau fertigzustellen – für weitere 200 Millionen. Ein neuer Chef bei Hochtief, eine neue Kultursenatorin mit Barbara Kisseler und ein Bürgermeister, der das Projekt möglichst geräuschlos vom Tisch haben wollte, hatten zu einer Einigung geführt, die dann auch, überraschenderweise, eingehalten wurde; als Gesamtbaukosten werden heute 866 Millionen genannt, von denen 789 Millionen aus dem städtischen Haushalt kommen: «Solche Probleme, wie sie hier vorliegen, habe ich in meiner Berufslaufbahn noch nicht erlebt» meinte der Architekt Pierre de Meuron lapidar.

Vor diesem Zeitpunkt war das Projekt längst zu einem Skandalon geworden, dessen immer neue Entwicklungen genüsslich in der Presse ausgebreitet wurden. Sie beschränkten sich auf die Klassiker nach dem alten Architektensatz «Egal was Du planst – es wird teurer und es dauert länger». Nun ist das eine vorhersehbare Entwicklung, insbesondere bei öffentlichen Bauten, da deren Kosten in der Regel zu früh genannt werden müssen. Zu einem Zeitpunkt, da eigentlich diskutiert werden müsste, ob ein bestimmtes Projekt nötig ist, will die Öffentlichkeit schon wissen, was es kostet. Die Elbphilharmonie war längst zur scheinbar unendlichen Geschichte des Scheiterns der Politiker («können nicht mit Geld

Dass mit der Abschaffung von Beamtenapparaten auch Kompetenz verloren geht, ist den Bürgern nur schwer zu vermitteln.

umgehen») und einer öffentlichen Verwaltung geworden, deren Hochbauabteilung abgeschafft worden war, weil ihre Beamten zu teuer seien. Dass mit der Abschaffung von Beamtenapparaten auch Kompetenz verloren geht, ist den Bürgern nur schwer zu vermitteln.

Die Schelte der Öffentlichkeit am Missmanagement war aber mit einer gewissen Trauer verbunden – es blieb ja ein tolles Projekt, das die Emotionen geweckt hatte. Dass Hamburg dabei ständig mit diesen unfähigen Berlinern und dem Bau des dortigen Flughafens verglichen wurde, schmerzte besonders.

Literaturhinweis

Gert Kähler hat die spannende Geschichte der Hafencity in einem Buch niedergeschrieben:

Gert Kähler, *Geheimprojekt Hafencity oder Wie erfindet man einen neuen Stadtteil?*, Volkwin Marg (Hg.), München 2016

Zudem wurde sein Standardwerk von 2009 um ein neues Kapitel ergänzt:

Gert Kähler, *Von der Speicherstadt bis zur Elbphilharmonie, 100 Jahre Stadtgeschichte Hamburg*, Schriftenreihe des Hamburger Architekturarivs Band 24, Hamburg 2017

Seit aber Olaf Scholz den gordischen Knoten durchschlagen hatte und das *Hamburger Abendblatt* 2013 titeln konnte: «Elbphilharmonie endlich im Zeitplan» – ursprünglicher Fertigstellungstermin war 2008 –, seitdem gab es nur noch positive Nachrichten, und der Countdown bis zur Eröffnung wurde heruntergezählt. Dass Kritiker aus fernen Ländern nach Hamburg kommen würden, dass alle bemerken würden, dass die Stadt die Schönste der Welt sei (wovon jeder Hamburger überzeugt ist, wenn wir es auch aus Bescheidenheit nicht laut sagen), das strapaziert unsere so zurückhaltende und selbstkritische Art.

Tatsächlich sind die Hamburger verdammt stolz auf ihre Elbphilharmonie und nennen sie zärtlich «Elphi». Von den Kosten redet keiner mehr, und die Frage, ob man mit dem Geld nicht auch etwas Nützliches hätte anfangen können, wurde noch nicht gestellt. Zumal die Schulden in irgendwelchen Nebenhaushalten versteckt wurden, sodass man sie nicht gleich sieht. Jeder geht davon aus – und vermutlich zu Recht –, dass der volkswirtschaftliche Nutzen des Hauses durch Steuermehreinnahmen neuer Besucherschichten irgendwann die Kosten deckt, dass sich die Elbphilharmonie also «rechnet»; man arbeitet schon jetzt daran: allein die geführte Besichtigung des Hauses kostet 15 Euro pro Person, und die öffentliche Plaza soll auch kostenpflichtig werden.

Wenn sich eine Kultureinrichtung «rechnet», dann sind die Hamburger Kaufleute glücklich. Da spielt die Erkenntnis der hiesigen Kulturbehörde dann auch keine Rolle mehr, die laut *Frankfurter Allgemeine Zeitung* lautete, die «Stadt hätte erst die Planung der Elbphilharmonie beenden sollen, bevor mit dem Bau begonnen wurde». Da ist was dran. —

Gert Kähler (1942) studierte Architektur an der TU Berlin, 1981 Promotion, 1985 Habilitation, seit 1988 freiberuflich als Journalist und Wissenschaftler in Hamburg und seit langen Jahren Korrespondent für *werk, bauen+wohnen*.

Résumé**Appelle-moi tendrement Elphi
Un peu d'histoire**

De l'euphorie à la grogne puis à la fierté: la Philharmonie de l'Elbe a mis les citoyens de Hambourg à rude épreuve. Folie des grandeurs et incompetence ont marqué la première phase, courage et générosité la deuxième. Les premières rumeurs sur une salle de concert dans la Hafencity datent de 2002. La première image du projet de Herzog & de Meuron parut dans la presse début juin 2003 – et on l'a tout de suite considéré comme une sensation: la visualisation (rendering) envoûta les citoyens de Hambourg d'un seul coup. Ce que l'on a communiqué à l'époque, c'étaient les seuls coûts de construction à hauteur de 40 millions d'euros. L'ambiance positive ne bascula que lorsque, l'année suivante, les coûts pour la ville s'ébruitèrent. Le projet se transforma en scandale, une dispute acharnée éclata, suivie d'une interruption des travaux, et ce n'est que lorsque le nouveau maire Olaf Scholz dénoua le noeud gordien en 2012 et mit tous les coûts à la charge la ville qu'on put achever la Philharmonie de l'Elbe. Aujourd'hui, les Hambourgeois ne sont plus que fiers de leur «Elphi» et plus personne ne parle des coûts.

Summary**Call Me Elphi, Fondly
What happened so far**

Out of euphoria grouchiness and then pride emerged: the Elbphilharmonie really put the people of Hamburg to the test. Megalomania and incompetence marked the first phase, courage and generosity the second. It was in 2002 that rumours about a new concert hall in the Hafencity began to surface. At the end of June 2003, the first image of the project by Herzog & de Meuron appeared in the press—and it was instantly recognised as a sensation. The rendering immediately enchanted the people of Hamburg. At that time pure construction costs of 40 million euros were announced. The positive mood only changed when, in the following years, the cost for the city became known. The project developed into a scandal, a bitter argument arose, the construction work was stopped, and it was only in 2012, when the new mayor Olaf Scholz cut the Gordian knot by stating that the city would take over the entire costs, that the Elbphilharmonie could be completed. Today the people of Hamburg are proud of their “Elphi” and nobody talks about the costs any more.